

Prolog

Bill drückte die Sprechaste des Funkgeräts: »Siehst du einen Krater, Alain? Oder Anzeichen eines Brandes? Over.«

Als Antwort kam wieder nur ein lautes Knacken aus dem Lausprecher. Mit einem Seufzen senkte Bill das Mikrofon und wartete. Er ließ seinen Blick durch das schmutzige Fenster der Bodenstation schweifen, über das Rollfeld von »Alain's Wilderness Flights«. Dahinter gab es nichts als dichten Wald und vereinzelt Indianersiedlungen bis hinauf nach Alaska. Und irgendwo in dieser namenlosen Wildnis lag ein Ort, den die Internetgemeinde ‚Impact Creek‘ getauft hatte. Dorthin war der Helikopter vor einer guten Stunde aufgebrochen.

Ein Knacken kündigte eine Antwort auf seine Frage an.

»*Noch nichts zu sehen. Wir müssen ...*« Das Knattern der Heli-Rotoren überlagerte den Rest des Satzes, oder vielleicht lag es an dem alten Funkgerät der Station.

Bill hob das Mikrofon und drückte erneut den abgegriffenen Knopf. »Alain? Alles klar bei euch? Over!«

Wenigstens kamen die Bilder von Frosts kleiner Handheld gut durch.

Bill setzte sich vor den Laptop und suchte in den dichten Baumkronen, die sich über den Bildschirm bewegten, nach ungewöhnlichen Konturen.

»*Wir haben was gefunden.*« Alain musste die Stimme gegen den Rotorenlärm erheben. »*Sieht nach eurer Schneise aus. Over.*«

Eine Sichtung schon beim ersten Erkundungsflug - das hatte Bill nicht zu hoffen gewagt. Alain hatte ihnen erklärt, dass selbst eine so große Bresche in der menschenleeren Weite da draußen kaum auffallen würde – zumal die Natur bereits einige Jahre Zeit gehabt hatte, um sie mit neuem Grün zu überdecken.

»Großartig! Gibt es Brandspuren?«

Die Funkverbindung wurde erneut schlechter und Bill erhielt nur eine zerstückelte

Antwort. »... *keine Anzeichen ... Feuer ...*« dann stabilisierte sich der Empfang wieder.
»*Die Bäume sind einfach umgerissen worden.*«

»Wie breit ist die Schneise?«

»*Ich schätze etwa siebzig Yards, wie aus den Satellitenbildern errechnet.*«

Bill lehnte sich zurück und ließ die Lehne seines gelben Plastikstuhles federn. Er hatte also recht gehabt: Es war kein Meteor gewesen.

Er und Frost hatten die Alternativen lange diskutiert, obwohl sich außer ihnen und einigen Verschwörungstheoretikern niemand sonderlich dafür interessierte, welches Phänomen ein paar hundert Bäume in der kanadischen Wildnis niedergemäht hatte. Der Vorfall war eigentlich eine Lappalie, reichte nicht annähernd an das Tunguska-Ereignis von 1908 heran. Aber immerhin waren nur drei Jahre vergangen, bis sich nun mit Bill und Frost die ersten Wissenschaftler ein Bild vor Ort machten. Bei Tunguska hatte es zwei Jahrzehnte gedauert.

Die größte Parallele zwischen Tunguska und Impact Creek war die Tatsache, dass sich das Phänomen nicht schlüssig erklären ließ. Ein Meteor wäre steiler eingetreten und hätte keine Schneise hinterlassen. Abgesehen davon hätte er eine messbare Anreicherung von Staub in der Atmosphäre verursacht. Flugzeuge waren zur fraglichen Zeit nicht vermisst worden und die meteorologischen Daten sprachen gegen ein Wetterphänomen.

Bill und Frost hofften auf eine andere, spektakulärere Antwort. Eine Antwort, die Bill die Fragen seine Dekans ersparen würde, warum er aus den verschiedensten Budgets seines Fachbereiches Geld für eine Reise in die unzugänglichste Gegend der Coast Mountains abgezogen hatte.

»*Die Schneise endet dort drüben.*« Alains franko-kanadischer Akzent dehnte die Worte. »*Es sieht tatsächlich aus, als hätte es einen Brand gegeben.*«

Bill beugte sich vor. »Sag Frost, er soll die Kamera draufhalten!«

Das Bild wackelte, als Frost die Filmkamera in einen günstigeren Winkel neigte. Bill

sah jetzt die Schneise und ihr verdicktes Ende – wie ein Streichholz mit einem abgebrannten Kopf. Verkohlte Bäume stapelten sich dort kreuz und quer übereinander, weshalb auf den Satellitenfotos nicht zu erkennen gewesen war, ob etwas darunter lag.

»Könnt ihr landen?« Wenn es Platz zum Landen gab, würden sie auch ein Basislager errichten können – sofern es denn tatsächlich etwas zu Untersuchen gab.

Es dauerte einen Moment bis Alain antwortete. »Ja, dort drüben.« Und dann, leiser: »Was ist das für ein Ding?«

Der Bildschirm wurde nun von übereinanderliegenden Baumstämmen ausgefüllt, unter denen Bill ein Objekt ausmachte. Er legte den Kopf schräg. Man hätte es für einen Container halten können, aber dazu war es viel zu groß.

»Vielleicht haben die Bäume die Flügel abgeschlagen«, rief Alain. Offenbar war auch er inzwischen vom Jagdfieber ergriffen worden, obwohl er für die beiden »Spinner« zuerst gar nicht hatte fliegen wollen.

Mit seiner Skepsis war Alain nicht allein gewesen. Bill dachte an den kritischen Blick seines Dekans und an den Spott, der ihm nach seinem wirklich zurückhaltenden Artikel im *National Science Monitor* entgegengeschlagen war.

Atemlos wartete Bill, beobachtete, wie die Bäume näher kamen und auch das Objekt. Wenn es wirklich ein Wrack war, musste es halb auf der Seite liegen. Wie das Auge eines gefangenen Tieres blickte ein Fenster unter den liegenden Stämmen hervor. Ein Cockpit?

Frost setzte die Kamera nun nicht mehr ab. Durch den flacheren Winkel erkannte Bill nun noch mehr: Der hintere Teil war geborsten. Bill sah eine klaffende Öffnung, aber keine festgezurte Ladung.

Es war schwer zu schätzen, wie lang das Objekt ursprünglich gewesen war, die Breite war jedenfalls enorm.

Der Helikopter hatte kaum aufgesetzt, als Frost schon mit der Kamera nach draußen sprang. Das Bild auf dem Monitor wankte rhythmisch, während Frost auf die

Absturzstelle zuing. Das dröhnende Pulsieren der Rotoren verebbte und Stille breitete sich aus.

Bills Blick hing am Bildschirm. »Halt doch die Kamera ruhig!« Ohne den Lärm konnte er nun auch Frost erreichen.

»*Ich klettere über Baumstämme!*«, entgegnete Frost.

Das Objekt kam in Sicht. »Kannst du etwas erkennen? Einen Eingang? Ein Cockpit?«

»*Warte.*« Frost klang aufgeregt. Das Bild auf dem Monitor verwischte, zeigte grüne, blaue, schwarze Schlieren, und kam dann zur Ruhe. »*Mein Gott, siehst du das?*«

»Undeutlich«, gab Bill zurück. »Kannst du es näher ranholen?«

Das Bild erschien kurz verschwommen, als der Zoom betätigt wurde, dann reagierte die automatische Schärfestellung. Bill sah schwarze Gestalten, verkohlte Überreste hinter geborstenen Scheiben.

Ihm stockte der Atem. »Sind das Helme?«

»*Mann, nein, das sieht aus wie Knochenfortsätze. Und sie sind riesig. Allein die Köpfe sind – ich weiß nicht – vielleicht einen Yard lang.*«

»Ich wusste es!« Bill sprang auf und boxte in die Luft. »Wir hatten Recht, Frost! Wir hatten verdammt nochmal Recht!« Er fiel in die Freudenschreie seines Kollegen ein und sprang um seinen Stuhl, bis er merkte, dass die Schreie aus dem Lautsprecher nicht triumphierend klangen – sondern panisch. Und dann wurden sie zu Schmerzensschreien.

Mit einem Ruck wandte er sich dem Monitor zu. Trockene Blätter, Erde und ein Ast quer über dem Bild – die Kamera lag auf dem Boden.

Unvermittelt brachen die Schreie ab. Bill hörte nur noch seinen eigenen Atem.

Er griff nach dem Mikro. »Frost?«, rief er. »Alain?«

Niemand antwortete. Der Monitor zeigte unverändert das gleiche Bild.

»Frost?« Bill wurde sich der Panik in seiner Stimme bewusst. »Alain?« Das

Mikrofon zitterte in seiner Hand.

Und dann hörte Doktor William Robert Johnson ein tiefes Grollen. Es glich keinem Geräusch, das er kannte, weder dem Knurren eines Berglöwen noch dem Klang des Donners. Es war ein Ton, den er bis zum Ende seines Lebens nicht wieder vergaß.

Die zweite Finsternis

- 6 -

183 Jahre später

Die zweite Finsternis - Leseprobe

© 2014 Esther. S. Schmidt / Eschersheimer Landstraße 244 / 60320 Frankfurt am Main
www.esther-schmidt.com / esther.s.schmidt@web.de / Tel: 069-5602888

1.1

Man sah es dem Kreuzgang nicht an, dass er auf das Dach eines Hochhauses gebaut worden war. Tatsächlich strahlte er die Erhabenheit alter Klosteranlagen aus. In den ausgewogenen Proportionen lag eine tiefe Ruhe und die Sparsamkeit der Ausstattung unterstrich die Würde des Ortes. In der Regelmäßigkeit der wenigen Schmuckelemente kam der wandernde Blick zur Ruhe.

Von oben fiel Sonnenlicht in das offene Viereck und wärmte die Herbstluft, weckte die Illusion eines Duftes nach modrigen Blättern und Erde.

Weniger erhaben waren die Schläge von Holzstöcken und der Geruch nach frischem Schweiß, der tatsächlich zwischen den Säulen hing. Als Eunice den Wandelgang betrat, hielt sie einen Moment inne, bevor sie ihren Weg fortsetzte.

Eunice wurde oft zu jung geschätzt, was auch an dem asiatischen Anteil ihres Erbgutes lag. Dunkelhaarig und weißhäutig, bis zu den Knöcheln in die elegant fließenden Stoffe des Hochklerus gekleidet, wirkte sie nicht wie Ende dreißig.

Sie trat zwischen die Säulen und ließ den Blick über die zwanzig Männer gleiten, die sich im Innenhof des Kreuzganges im Stockfechten übten. Die Mönche kämpften mit freien Oberkörpern, nur mit den schwarzen Hosen des Ordens bekleidet. Die schlichten Waffen handhabten sie mit beeindruckender Kunstfertigkeit und nur selten erklang ein Ausruf des Schmerzes oder der Frustration, wenn ein Schlag nicht hatte abgewehrt, ein Angriff nicht hatte gekontert werden können.

Eunice folgte dem Gang weiter bis zu zwei ungewöhnlichen Gegnern. Ein hochgewachsener Kämpfer von Anfang vierzig maß sich hier mit einem Greis – und traf dabei auf einen ebenbürtigen Widerpart. Die Bewegungen des Alten waren nicht weniger geschmeidig, seine Reaktionen nicht weniger schnell als die seines Trainingspartners.

Eunices respektvoller Abstand galt ebenso den beiden Mönchen wie den wirbelnden Stangen. In dieser Disziplin waren Geschwindigkeit und Geschick wichtiger als rohe

Kraft; dennoch erzitterten Stäbe und Muskeln, wenn das Holz aufeinander krachte. Manchen der Bewegungen konnte das Auge kaum folgen, aber die Kämpfer ahnten die Angriffe ihres Gegners voraus, planten in jede Aktion bereits den nächsten und übernächsten Zug ein. Dies war ebenso ein geistiges wie ein körperliches Kräftemessen.

Schließlich war es der Stab des Alten, der wuchtig sein Ziel fand und den jüngeren Mann in die Knie gehen ließ. Noch einmal zischte die Waffe durch die Luft und kam nur eine Handbreit vor der Schläfe des Knienden zu einem abrupten Halt. Der Unterlegene hob den Kopf und schaute den Sieger schwer atmend an.

Der alte Mann zwinkerte schalkhaft. »Sollte sich deine Konzentration tatsächlich von einem erfreulichen Besuch stören lassen, Bruder Kaleb?«

Ein tiefer Atemzug, ein kurzes Senken des Blickes. Dann erhob sich der getadelte Mönch und der Abt wandte sich der Besucherin zu. »Eunice. Was führt dich her?«

Eunice zögerte, hoffte, Kaleb würde zu ihr herübersehen, doch der Mönch hielt den Blick gesenkt. Sie zog einen zusammengefalteten Zettel aus der Tasche. »Die Zentrale konnte Sie nicht erreichen, Vater Abt.«

Er nahm das Papier eilig entgegen. »Gibt es endlich ein Lebenszeichen aus Dallas?«
»Nein, Vater. Noch immer kein Kontakt.«

Mit jeder der anderen Städte hatte es heute bereits Gespräche gegeben, doch Dallas schwieg schon seit Sonnenaufgang, seit dem Beginn des täglichen Funkfensters.

Neunzehn Städte gab es noch auf dem nordamerikanischen Kontinent. Niemand wusste, wie viele es auf dem Rest der Erde sein mochten, oder ob es überhaupt noch Menschen gab, dort draußen.

Hier, in Philadelphia, wusste man nur von den Neunzehn – und jetzt hüllte sich eine von ihnen in Schweigen.

Keiner der beiden Männer sagte etwas. Nur Schweigen war eine angemessene Reaktion auf das unvermittelte Verstummen von über sechzigtausend Menschen.

Der Abt entfaltete den Zettel und überflog die wenigen Zeilen. »Das ist aus Selimsburgh, von Dillon Brent, dem Governor.«

Nun hob Bruder Kaleb doch den Kopf und für einen flüchtigen Moment begegnete Eunice seinem Blick. Anders als die meisten im Konvent wusste sie, was der Name Selimsburgh für ihn bedeutete.

Der Abt faltete das Papier zusammen. »Brent hat in den Outlands Spuren von Nachtmahren gefunden.«

»Ich kann sofort aufbrechen«, sagte Bruder Kaleb. Die raue Heiserkeit seiner Stimme rührte von einer alten Verletzung des Halses her. Eunice konnte sich gut daran erinnern, wie er ins Lazarettzelt gebracht worden war, wie sie erschrak, als sie ihn erkannte, an den Ausdruck seiner hellen Augen in dem schmutzstarrenden Gesicht – so viel Blut, überall.

Zwei Wochen lang hatte sie ihn versorgt, hatte seine Wunden gewaschen, genäht, verbunden. Zwei Wochen lang hatten sie sich näher sein können als je zuvor. Dann war er wieder in die Schlacht gezogen.

Der Krieg lag Jahre zurück, die Ketzer waren zurückgedrängt und von den Nachtmahren gab es in den leeren Wäldern nur noch streunende Einzelgänger. Warum dachte sie jetzt daran? Vermutlich, weil die beunruhigenden Nachrichten Erinnerungen weckten, die weit weniger verblasst und vergessen waren, als Eunice geglaubt hatte.

Der Abt hob schließlich den Kopf, er schien seine Antwort wohl überlegt zu haben. »Einverstanden, Kaleb, schau dir die Sache an. Aber sei auf der Hut. Wenn es stimmt, ist es selbst für einen Mönch gefährlich, in der Dunkelheit zu reisen.« Nach einer Pause fügte er hinzu: »Richte Bruder Simeon meine Grüße aus. Der Herr sei mit dir, Bruder Kaleb.«

Der Mönch neigte den Kopf. »Und mit deinem Geiste, Vater Abt.«

Er ging hinüber zu seiner Kutte, die zwischen den Säulen lag. Eunices Blick folgte ihm, ruhte für einen Moment auf seinem Rücken, dessen Narben davon zeugten, dass die

Kampfübungen mehr als nur körperlicher Ertüchtigung dienten. Sie wandte den Blick erst ab, als er den Stoff locker über die eine Schulter warf und sich zu ihr umdrehte. Wortlos folgte sie ihm, als er den Kreuzgang verließ.

Direkt hinter der Tür endete die würdevolle Stimmung des Kreuzganges. Eine metallene Treppe führte in die nüchterne Atmosphäre des ehemaligen Verwaltungstraktes hinab. Eunice und Kaleb folgten einem Gang mit kahlen Wänden, vergilbt und schmutzig, liefen über brüchiges Linoleum, vorbei an Türen, von denen die Farbe abblätterte. Sie gingen nebeneinander, schweigend, ohne sich anzusehen, doch Eunice war sich seiner Nähe sehr bewusst. Schließlich verlangsamten sich ihrer beider Schritte. Wo der Weg zu den Quartieren der Mönche abzweigte, blieben sie stehen.

Eunice suchte nach Worten, irgendetwas, das die Trennung noch für einige Sekunden hinauszögern konnte. Schließlich war er es, der zuerst sprach. »Soll ich deine Schwester aufsuchen?«

»Besser nicht.« Eunice lächelte schwach.

Kaleb neigte zustimmend den Kopf und wandte sich zum Gehen.

Eunice hielt ihn auf: »Es ist das erste Mal, dass du zurückkehrst, nicht wahr?«

»Ja.« Er hatte ihr den Rücken zugewandt, ging aber nicht weiter, so, als warte er auf eine weitere Frage.

Eunice wollte fragen, wollte so vieles wissen, doch das Verbot des Bischofs, über Kalebs Vergangenheit zu sprechen, dieses Verbot, dem sie so lange Zeit gehorcht hatten, nahm ihr die Worte. Als Kaleb schließlich den Kopf wandte und sie anblickte, sagte sie nur: »Der Herr sei mit dir, Bruder.«

Es lag mehr Wärme in diesem Satz, als einem Gruß zustand. Kalebs Blick ruhte auf Eunice und schließlich neigte er den Kopf zu einer Geste des Verstehens. »Und mit deinem Geiste«, antwortete er sanft.

1.2

Ein Schatten zuckte am Rand des Scheinwerferlichts. Dinah fuhr zusammen. »Was war das?«

»Nur ein Ast. Die Bäume stehen hier enger.« John nahm die Hand vom Lenkrad und strich beruhigend über Dinahs Bein. Vor ihnen erhellten die Scheinwerfer nur einen kleinen Teil der Straße. Die Decke aus festgefahrener Erde und Laub war hier und dort aufgebrochen und an diesen Stellen erkannte Dinah die alte Teeroberfläche. Außerhalb des beleuchteten Bereiches herrschte bereits schwarze, undurchdringliche Nacht.

Es war nicht gut, jetzt draußen zu sein.

»Wir hätten bei Lucy übernachten sollen«, sagte Dinah. Sie wartete einen Moment, doch John hatte offenbar nicht vor, wieder zu streiten. Was würde es auch nützen? Er war für den geplatzten Wasserschlauch nicht verantwortlich – und auch nicht dafür, dass es über eine Stunde gekostet hatte, den Motor abkühlen zu lassen und neues Wasser zu besorgen.

Dinah wandte sich von John ab und zog die Jeansjacke enger zusammen. Der Pickup besaß nur noch eine Windschutzscheibe, alle anderen Fensteröffnungen waren mit Plastik verklebt, das laut im Fahrtwind schlug.

Dinahs Herz pochte immer noch fühlbar wegen des Schattens, der im Scheinwerferlicht aufgetaucht war. Dillon Brent hatte letzte Woche Spuren gefunden – und das jetzt, wo sie wegen der Ernte vor die Mauern mussten.

Wie jedes Jahr hatte Selimsburgh das Angebot einer Ernteschutztruppe angelehnt. Wegen der Spuren hatte Dillon nun aber doch nach Unterstützung gefunkt. Es war jedoch fraglich, ob der Konvent so lange nach Erntebeginn noch Männer entbehren konnte. Die Mönche waren inzwischen sicher in den anderen Lehen eingesetzt.

Dinah sah zu John hinüber, der sich auf den Weg konzentrierte. Er hielt das Lenkrad

in festem Griff. Dinah hatte sich immer sicher gefühlt in seiner Nähe. Deshalb hatte sie ihn geheiratet. Und auch jetzt wollte sie darauf vertrauen, dass sie sicher waren. Seit Jahren gab es keine Angriffe mehr. Was immer Dillon am Südhang entdeckt hatte – nach dem Platzregen waren keine Spuren mehr zu erkennen gewesen.

Dinah legte nun ihrerseits die Hand sachte auf Johns Bein und sah, wie sich sein Mundwinkel zu einem Lächeln hob.

Dann barst die Windschutzscheibe.

Für einen Moment schien die Zeit stillzustehen, hingen Glassplitter in der Luft wie glitzernde Edelsteine. Dinah schaute verwundert auf deren bizarre Schönheit, merkwürdig ruhig, als wäre dieser Augenblick ein Zufluchtsort, an dem sie sicher war. Dann setzte die Zeit unbarmherzig wieder ein – und mit ihr das Entsetzen.

Dinah schrie auf und hob die Hände gegen das fliegende Glas. Sie wurde in ihren Gurt geworfen, als John auf die Bremse trat. Der Pickup schleuderte, prallte seitlich gegen ein Hindernis und der Motor erstarb. Von irgendwo her erklang das alptraumhafte Heulen der Nachtmahre. Mit einem Krachen landete ein riesiges, schwarzes Geschöpf auf der Motorhaube. John griff nach der Schrotflinte neben dem Sitz. Er feuerte die Waffe ab, der Rückstoß riss den Lauf nach oben – doch der Schatten blieb. Rote Augen glühten in der Dunkelheit. Dann hörte Dinah ihren Mann aufbrüllen und ein Schwall warmer Flüssigkeit klatschte ihr ins Gesicht. John wurde von ihrer Seite gerissen, durch den leeren Fensterrahmen hindurch.

Er schrie jetzt nicht mehr.

Die Pumpgun landete in ihrem Schoß. Dinah umklammerte sie und erwartete jeden Moment, die Krallen des Nachtmahrs in ihrem eigenen Fleisch zu spüren – doch sie hörte nur die Geräusche eines Kampfes. Aber wer kämpfte? Stritten die Mahre um die Beute? Durch den leeren Rahmen der Windschutzscheibe blies der Nachtwind in ihr Gesicht. Sie musste hier raus, weg, so lange die Tiere mit sich selbst beschäftigt waren. Vielleicht

genügte ihnen das eine Opfer.

Ihre Hände zitterten so sehr, dass sie den Gurt kaum lösen konnte. Sie hielt den Blick dabei starr auf den einen, verbliebenen Lichtkegel gerichtet, als könne der irgendeine Art von Sicherheit bieten.

Das tat er nicht. Er weckte Aufmerksamkeit. Als sie sich hinüberbeugte, um das Licht auszuschalten, rutschte ihre Hand im Blut, das Johns Sitz bedeckte. Sie öffnete leise die Tür und stieg aus. Wohin fliehen? Zurück zu Lucy? Voraus ins Dorf? Wo waren die Mahre?

Dinah lauschte. Es war still geworden. Zu still. Der Kampf war vorbei. In ihrer Angst glaubte sie, rote Augenpaare zu sehen, die sie aus der Dunkelheit anglühten. Spielten sie mit ihr? Warteten sie, dass die Beute losrannte?

Sie hatte keine Chance gegen die Raubtiere. Nicht einmal mit einer Pumpgun. Nachtmahre, so hieß es, waren unverwundbar. Nur ein Erwählter konnte sie töten.

Die Angst zog in ihren Eingeweiden, verursachte Übelkeit, ließ ihre Beine zittern und ihr Denken erstarren. Dinah wollte, dass es aufhörte, wollte sich zusammenkauern und verstecken. Für einen kurzen Moment schloss sie die Augen und kämpfte gegen den Drang an, sich einfach in das unvermeidliche Fallen zu lassen.

Ein Geräusch ließ sie wieder aufblicken. Im Mondlicht erkannte sie den Weg und darauf schwarze Silhouetten, die dort nicht hingehörten, für das unzureichende menschliche Auge nicht mehr als kompakte Hügel. Sie selbst musste für die nächtlichen Jäger viel deutlicher zu erkennen sein.

Während sie die Schatten noch anstarrte, bewegte sich einer von ihnen und Dinah hob die Waffe an die Wange. Sie versuchte zu zielen, doch der Lauf schwankte in ihren bebenden Händen. Der Schemen wuchs in die Höhe, wurde zu einer schlanken Gestalt – zu einer menschlichen Gestalt.

»Die Waffe brauchen Sie nicht mehr.« Die Stimme klang ruhig, fest und ein wenig

heiser.

Die Erleichterung ließ Dinahs Beine einknicken. Sie krümmte sich neben dem Wagen zusammen und brach in Tränen aus.

Sonntag

1.3

Für Kaleb war es immer wieder erstaunlich, wie manche Strukturen dem Verfall trotzten, während andere sich schon fast vollständig aufgelöst hatten. Als er die verrostete Gartenpumpe fand, hatte er nicht viel Hoffnung, doch der Schlegel war noch immer beweglich und nach einigen Leerbewegungen griff der Mechanismus. Braunes Wasser sprudelte in den Eimer unter dem Ausguss. Kaleb beugte sich hinunter, sog prüfend die Luft durch die Nase. Das Wasser roch metallisch aber nicht faulig.

Er richtete sich auf, schaute sich um. Die fahle Morgensonne schien auf ein Areal, das man früher wohl Vorstadt genannt hatte: eine Ansammlung freistehender Häuser, jedes von einem Garten umgeben und nur von einer einzigen Familie bewohnt. Kaum vorzustellen, dass damals für jeden einzelnen so viel Wohnraum zur Verfügung gestanden hatte. Die Natur hatte sich das Areal zurückerobert, doch es war nicht der übliche Wald aus Ahorn und Koniferen. Hier hatten Zierpflanzen den Kampf gegeneinander aufgenommen. Die meisten waren vermutlich verschwunden, erstickt von stärkeren, lebensfähigeren Nachbarn. Wenige hatten sich durchgesetzt, waren zu Hecken absurder Höhe gewachsen oder hatten riesige Flächen überwuchert.

Zwischen dem üppigen Grün sah Kaleb die Ruinen von Gebäuden. Die meisten Holzhäuser waren in den knapp hundert Jahren seit der Verheerung Pennsylvanias zu Haufen zusammengefallen, aus denen nur die gemauerten Schornsteine hervorstanden. Gebäude aus Stein oder Beton hingegen waren oft erstaunlich gut erhalten. Die Qualität des Daches war ausschlaggebend. Gab das Dach nach, standen bald auch von gemauerten Häusern bloß noch die Außenwände.

Schon zuvor hatte Kaleb den überwucherten Geräteschuppen bemerkt. Jetzt ließ er den Eimer stehen und ging durch kniehohes Kraut um zwei Thujas herum. Sie mussten

einmal Teil einer Hecke gewesen sein. Heute ragten sie gut vierzig Yards in die Höhe. Ihre unteren Äste krochen am Boden in alle Richtungen davon, richteten sich nach wenigen Yards zu Nebestämmen auf. Niemand hatte sie mehr gestutzt, seit die Welle der Nachtmahre das Land aus Nordwesten überrollt hatte.

Die Schuppentür ließ sich nicht bewegen. Als Kaleb kräftiger daran zog, gaben die festgerosteten Angeln nach und die gesamte Tür polterte zu Boden. Aus dem dunklen Inneren wehten ihm trockene Blätter entgegen.

Kaleb schob die Kapuze vom Kopf und betrat wachsam die enge Hütte. Verrostete Gartengeräte waren im Dunkel zu erkennen: ein Rechen, eine Sense, ein Gerät mit einem Elektrokabel.

Obwohl nah an bewohnten Gegenden gelegen, waren Haus und Schuppen offensichtlich niemals geplündert worden. Der Leichnam der untergegangenen Zivilisation ließ sich an anderen Orten leichter fleddern: In den Zentren der toten Städte, in den ehemaligen Industriegebieten. Dort fanden sich noch immer ganze Lagerhallen voller Waren, verpackt und zur Auslieferung bereit. Die Menschheit würde zwei, drei weitere Generationen lang von den Errungenschaften ihrer Väter zehren können, bis sie ganz auf ihre eigenen Fähigkeiten zurückgeworfen war.

An der linken Wand fand Kaleb, was er suchte: Bretter. Eine Prüfung ergab, dass sie fest und trocken waren. Gut. Er durfte den Mahren nur wenige Zugänge lassen, musste ihr Eindringen kanalisieren.

Er schloss die Augen und sammelte sich, schickte seinen Geist in die Weite, um nach ihnen zu suchen. Nein, noch war kein Nachtmahr in der Nähe. Er zweifelte nicht daran, dass sie kommen würden, aber sie vertrugen das Sonnenlicht nicht, sondern waren nächtliche Jäger. Das gab ihm ein wenig Zeit.

Bereits auf dem Weg zurück zum Haus, in das er die Frau letzte Nacht gebracht hatte, suchte er nach Schwachstellen im Gebäude. Es war aus Stein gebaut mit einem geneigten,

verschindelten Dach. Die letzten Bewohner hatten sich gegen die Mahre verschanzt: Fenster und Türen waren vernagelt, manche sogar von innen und außen. Die Verbarrikadierung an der Westseite war im Laufe der Jahrzehnte morsch und brüchig geworden, doch dank ihrer hatten die beiden unteren Stockwerke der Witterung standgehalten. Nur ganz oben, unter dem Dach, hatte ein zerbrochenes Fenster der Feuchtigkeit Einlass gewährt und daher war diese Seite des Giebels eingesunken. Diesen Zugang würde er blockieren müssen.

Mit der Schulter drückte Kaleb die Hintertür auf und trat direkt von der Veranda in den Wohnraum. Die Bretter vor den Fenstern ließen nur wenig Tageslicht herein. Scharf konturierte Strahlenbündel fielen in den Raum, beleuchteten tanzenden Staub.

Die Frau war erst im Morgengrauen eingeschlafen, hatte zuvor lange geweint. Jetzt saß sie über die Seitenlehne des Sofas gebeugt und würgte. Ihr kurzes, braunes Haar war zerzaust. Sie sah auf und wischte sich zitternd mit dem Ärmel ihrer aufgetragenen Jeansjacke über den Mund. Er wusste, dass Angst bei vielen Menschen eine Reaktion des Magens hervorrief, doch diese schien ihm verspätet.

Sie ließ den Arm sinken. »Guten Morgen, Bruder.« Ihre Stimme stolperte.

Er nickte ihr zu. »Guten Morgen ...?«

»Dinah«, sagte sie und klang schon gefasster. »Dinah Montjoy.«

Er lehnte die Bretter gegen die Wand und stellte den Eimer daneben. »Ich bin Bruder Kaleb.«

Sie blickte ihn scheu an, die Augen mehr auf die Kutte als in sein Gesicht gerichtet. Kaleb kannte das. Den meisten Laien waren die Mönche unheimlich. Selbst Mitglieder des Hochklerus übten Zurückhaltung im Umgang mit ihnen, obwohl sie selbst Erwählte waren. Bei den Mönchen wurden die angeborenen geistigen Fähigkeiten jedoch durch harten Drill viel weiter gefördert und viel gezielter ausgebildet.

Die Einzige, bei der er diese Distanz niemals gespürt hatte, war Eunice. In ihren

Gesten und Blicken lag nichts als Zuwendung und ein fragloses Vertrauen.

»Wo sind wir hier?«, fragte die Frau und holte ihn aus seinen Gedanken. Er hob den Blick, ließ ihn an den Wänden entlang wandern, an denen verblichene Fotografien hingen.

»In einer alten Siedlung. Das Haus ist kaum zerstört.«

Bis auf das Dachfenster. Vermutlich waren die Mahre dort eingedrungen und in diesem Moment war aus dem Schutz eine Falle geworden. Es musste schnell gegangen sein.

Als Kaleb die Tür zudrückte, fiel sein Blick auf die Scharfen an der Innenseite. Mit dem Daumen strich er über die noch immer scharfen Kanten. Die dazugehörige Axt hatte er auf der anderen Seite des Raumes gefunden, von einer schwarzen Substanz am Boden festgeklebt.

»Warum haben Sie mich nicht nach Selimsburgh gebracht?«

Kaleb wandte sich um. Dinah wirkte zerbrechlich. Sie hockte in sich zusammengesunken, die Augen rot vom Weinen. So hatte Rachel da gesessen, damals, als er es ihr gesagt hatte.

Rachel. Ihr wieder zu begegnen, nach so langer Zeit – er wusste nicht, weshalb er sich davor fürchtete, aber so war es. Deshalb war er vom Konvent aus nicht direkt nach Selimsburgh gefahren, sondern hatte das Lehen umgangen und dabei das Gelände erkundet.

Tatsächlich hatte er frische Spuren von sieben Tieren gefunden und war ihnen gefolgt. Gegen Mittag hatte er die Anwesenheit von Mahren wahrgenommen – in der Nähe eines Hauses, das ungeschützt in den Outlands stand. Ohne Dorf und zusätzliche Mauern konnte es eigentlich nur ein Ketzerhaus sein, doch dafür war es zu sauber. Auch die Menschen darin, ein Mann und zwei Frauen, hatten aus der Ferne nicht wie Ketzer gewirkt – zu viel Haar. Eine von ihnen war Dinah gewesen.

Die drei hatten sich mit unbekümmerter Sicherheit im Garten bewegt, während die Mahre sie von ihrem Tagesversteck aus beobachtet hatten. Es waren nur drei Tiere gewesen, nicht sieben, aber immer noch zu viele, um sie alleine im offenen Gelände anzugreifen. Selbst im Tageslicht, das die Mahre behinderte, wäre der Sieg zu ungewiss gewesen. Und dann blieb noch die Frage, wo die restlichen vier Mahre sich aufhielten.

Kaleb hätte nach Selimsburgh zurückkehren und Verstärkung anfordern sollen. Stattdessen hatte er die weitere Entwicklung abgewartet.

Dinah und der Mann waren am Nachmittag aufgebrochen und hatten die blonde Frau zurückgelassen. Statt diese leichte Beute anzugehen oder die Dunkelheit abzuwarten, waren die Mahre im Schutz des Waldes dem Wagen gefolgt. Die Straße war in gutem Zustand und der Mann fuhr schnell und sicher. Ohne die Panne hätte der Wagen Selimsburgh noch vor Sonnenuntergang erreicht. Er war eine viel ungewissere Beute als die Frau im Haus.

Das Verhalten der Mahre gab Kaleb Rätsel auf. Es entsprach nicht dem, was er von diesen Tieren gewohnt war. Jagen und Fressen, das beschrieb die Interessen der Mahre umfassend. Hier hatten sie weder das eine noch das andere getan. Sie hatten das Haus beobachtet, gelauert, gewartet, und sich dann ohne Angriff entfernt.

Als er aufschaute, begegnete er dem Blick der Frau, in dem noch immer ihre Frage lag. »Warum sind wir hier?«

»Ich muss eine Theorie überprüfen.«

Sie zog die Brauen zusammen. »Eine Theorie?«

Er antwortete nicht gleich, ging nach nebenan in die Küche. Im ersten Schrank fand er Becher aus grünem Plastik. Das Material war brüchig geworden und zerbröselte zwischen seinen Fingern. Im zweiten Schrank standen Gläser.

Kaleb überlegte, ob es klug war, Dinah einzuweißen und entschied, dass es keinen Unterschied machte. Als er zurück ins Wohnzimmer kam, sagte er: »Ich habe ihre Spuren

gesehen. Die Mahre haben das Haus der blonden Frau beobachtet, während Sie dort waren.«

»Lucy!« Dinah richtete sich erschrocken auf. »Ist sie ...«

»Die Mahre haben sie nicht angegriffen.« Er betrachtete prüfend den Eimer. Die Schmutzpartikel hatten begonnen sich abzusetzen, im oberen Teil war das Wasser klar. Vorsichtig, um den Bodensatz nicht aufzuwirbeln, senkte er das Glas und ließ das Wasser über die Kante rinnen. »Eine einzelne Frau wäre ein leichtes Opfer gewesen. Stattdessen haben die Mahre ein fahrendes Auto angegriffen und den Mann getötet, Sie aber verschont.«

Die Mahre hatten den muskulösen Mann wie ein Spielzeug aus dem Auto gezogen und dann den Wagen umkreist, als warteten sie darauf, dass die Frau ausstieg. Warum? Die Tiere waren nicht allzu mager gewesen, aber selbst in diesem Zustand würden sie eine schnelle Beute dem Kitzel der Jagd vorziehen. Also warum hatten sie die Frau nicht ebenso aus dem Auto gezogen, wie den Mann zuvor? Worauf hatten sie gewartet?

Er wusste es nicht – noch nicht. Wenn heute Nacht die übrigen vier Mahre kamen, war er zumindest sicher, dass die Frau die ganze Zeit über das Ziel des Rudels gewesen war.

Er reichte ihr das Glas.

Sie nahm das Wasser. »Ich habe Ihnen mein Leben zu verdanken«, sagte sie. »Sie waren stärker als diese Bestien.«

Er hätte schon früher Antworten erhalten, wenn ihn die Mahre nicht bemerkt hätten. Das allein hatte ihn zum Kampf gezwungen – doch das musste die Frau nicht wissen.

Er hielt ihrem Blick stand. »Ja«, sagte er. »Das war ich wohl.«